

Riese im Riesling

Vor vier Jahren kaufte Günther Jauch, der Star unter den deutschen Fernsehmoderatoren und bis dahin blander Wein-Laie, das Weingut „von Othegraven“ in Kanzem an der Saar. Eine Geschichte, die wenig mit Trends, aber viel mit Tradition zu tun hat. *Von Claudia Schuh*



Das Weingut „Von Othegraven“ liegt am Dorfrand von Kanzem an einem Seitenarm der Saar. Ein landschaftsähnliches Haus mit Seitenportal und Säulen. Rosenbeet, Sandsteintreppe, ein Oldtimer im Hof. Zwei Herren warten bereits. Der eine trägt Jackett. Es ist Andreas Barth, der Mann, der für Reben und Keller zuständig ist. Der andere trägt ein weiß-blau kariertes Hemd. Günther Jauch wirkt, als wäre er gerade erst aufgestanden: Unrasiert, keine Socken in den Sneakers, das Haar ungekämmt. Abseits der großen Bühne ist Deutschlands bekanntester Showmaster offenbar einer, der es normal und unkompliziert mag.

Seit Jauch und seine Frau Thea vor vier Jahren das Weingut „Von Othegraven“ erworben haben, gilt er als „der“ Promi-Winzer der Saar. Ansgar Schmitz, Geschäftsführer des Vereins Moselwein, spricht von einem „Sechser im Lotto“. „Dass sich Jauch entschlossen hat, Winzer in unserer Region zu werden, bringt den Weinen von Saar und Mosel natürlich viel Aufmerksamkeit. Durch ihn werden viele, die gar nicht wissen, wo die Mosel oder die Saar fließen und dass hier Wein produziert wird, erst auf unser Weinanbaugebiet aufmerksam.“

Gleich hinter dem Herrenhaus liegen Jauchs Weinberge: 15 Hektar Rebfläche. Die knorrigen Rebstöcke sind „mein Alter“, sagt der 58-Jährige. Kratz sich am Kopf und blickt den Kanzemer Altenberg empor, fast genau gen Süden ausgerichtet. Europas längste Steillage. Sie ist im Besitz der Häuser von Othegraven, van Volxem,

der Bischöflichen Weingüter Trier und der Vereinigten Hospitien, einer von Napoleon gegründeten Sozialeinrichtung. Jauch kann den Altenberg vom Badezimmerfenster aus betrachten. „Manchmal“, sagt er, „mache ich eine halbe Stunde nichts anderes als am Fenster zu stehen und zu beobachten, wie der Morgennebel von der Sonne verdrängt wird.“

66 Prozent Steigung misst der Altenberg, so viel wie das Matterhorn! Wäre das nicht eine 125.000-Euro-Frage bei „Wer wird Millionär“? Wie lange braucht ein Sportler, bis er den Eichenwald oben am Hang erreicht?

Einst war Kanzemer Wein teurer als Champagner. Da will Jauch mit seinem Weingut wieder hin.

Fünf, sieben, zehn oder 15 Minuten? Jauch grinst. Er sagt: „Die Erntehelfer wetten jedes Jahr um einen Kasten Bier, wer es in fünf Minuten nach oben schafft.“ Und? „Bisher hat es nur einer geschafft. Nach dem ersten Drittel wird es so steil, dass man am Ende auf allen Vieren geht.“ Pause. „Also, ich schaffe es in fünf Minuten nicht.“

Jauchs Besitz hat eine große Vergangenheit. „Die Weine dieses Gutes waren teurer als Champagner und gefragter als Bordeaux, sie wurden an den Höfen des europäischen Hochadels getrunken“, berichtet der 1,93-Meter-Mann stolz. Das Geheimnis: „Der kühle Fluss sorgt zusammen mit

den Schieferböden und den Steillagen für die saartypisch schlanken Weine“, erklärt Kellermeister Barth, der sich – der Tradition folgend – ausschließlich auf Rieslinge konzentriert. Barth sagt, dass er puristisch nur mit Spontangärung und mit weinbergeigenen Hefen arbeitet. Jauch steht daneben, hört zu und schweigt. „Das musste ich auch erst alles lernen“, sagt er schließlich.

Der Einstieg des Fernsehjournalisten in die Winzerwelt sorgte für Aufsehen. Wie kann einer, der nicht als Weinkenner aufgefallen ist, als Weinbauer glänzen? Zumal, wenn er ständig zwischen den Studios in Köln und Berlin pendelt? Der TV-Moderator macht keinen Hehl daraus, dass er das Weinmachen seinem Kellermeister überlässt und selbst blutiger Anfänger ist. Bis zum 40. Lebensjahr habe er keinen Rotwein getrunken, erst mit 45 mit Weißwein angefangen. Er taste sich allmählich heran. „Ich bin aber noch weit hinterher“, gesteht Jauch. Sein Lieblingsweißwein: natürlich Riesling. Unter den Roten schätzt er Spätburgunder.

Berlin und Kanzem ist ein Gegensatz, der größer nicht sein könnte. Seine Familie und er genießen die Ruhe an der Saar, sagt einer, dessen Leben von Terminen bestimmt ist. „Mein Kalender ist bis Ende des Jahres voll. Ich bin total durchgetaktet. Wochenende habe ich eigentlich nie – wegen der Sonntagssendung.“

Warum dann ein Weingut? „Wenn es nicht in der Hand der Familie gewesen wäre, hätte ich es nicht gekauft“, sagt Jauch. „Ohne meine Frau hätte ich das nicht gemacht. Wir haben lange nachgedacht und uns mit vollem Her-

ARBEITER IM WEINBERG

Steil, steiler, am steilsten ist die Weinlage „Kanzemer Altenberg“, in der Günther Jauch 15 Hektar Rebfläche gehören. Wie Generationen zuvor wird hier ausschließlich Riesling geerntet – bei 66 Prozent Steigung kein Spaß. Auch nicht für einen Mann mit 1,93 Meter Körpermaß.



DEN SEINEN GIBT'S DER HERR

Das herrschaftliche Gutshaus „von Othegraven“ wurde 1925 gebaut, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges brannte es ab. 1954 wurde es wiedererrichtet. Das Haus mit 30 Zimmern und 1300 Quadratmetern steht unter Denkmalschutz. Günther Jauch lebt mit seiner Frau Thea und den vier Töchtern vorwiegend in Potsdam. Nach Kanzem kommt vor allem der Moderator nur selten. (cia/fotos: cia/dpa)

zen dafür entschieden.“ Der Grund war nicht Eitelkeit („Alle machen jetzt auf Winzer“), eher Pflichtgefühl und Verbundenheit zur Familie: „Meine Großmutter war eine geborene von Othegraven. Nach ihrem Tod hat ihr Bruder Max das Gut 1925 von seinen Vorfahren Grach-Weissebach übernommen. Als mein Großonkel kinderlos starb, ging es an Heidi Kegel, seine Nichte. Von ihr habe ich es vor vier Jahren wieder in die Familie zurückgeholt, als es zum Verkauf stand. Ich wollte nicht, dass es in fremde Hände gerät.“ Seine Horrorgeschichte: „Dass jemand aus dem Gut einen Hotelkomplex macht mit Tiefgarage, Jacuzzi und Wellnessstempel.“

Jauch hat viele Kindheitserinnerungen an Kanzem. Als Kind war er oft bei Großonkel Max und Tante Maria zu Besuch, spielte im Park und am Fluss, kroch zwischen den Fässern umher und rannte durch das Haus. Für den Jungen aus der Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung in Berlin war das ein Paradies. Erlebte Familiengeschichte. An den Wänden hängt die goldumrahmte Ahnengalerie in Öl. Die Ursprünge des Weinguts reichen 500 Jahre zurück. „In unsere Familie kam es 1805. Mein Ur-Ur-Urgroßvater

Von Wein habe er keine Ahnung, sagt Jauch. Diese Arbeit überlässt er ganz seinem Kellermeister.

hat das Gut übernommen, als es durch die Säkularisation zum Verkauf stand. Seitdem ist es in Familienbesitz“, sagt Jauch. „Meine Frau und ich führen es in der siebten Generation.“ Und was macht die achte? Jauch grinst: „Die älteste Tochter hat hier einmal einen Monat bei der Lese geholfen. Da können wir noch nichts sagen. Es ist ja so, dass wir es selbst erst seit Kurzem besitzen. Von Nachfolge kann da noch keine Rede sein.“

Dennoch denkt der Moderator langfristig. Er wolle in Kanzem etwas aufbauen. „Es ist nicht einfach, ein Denkmal zu bewirtschaften“, sagt Jauch. „Das Weingut ist kein Museum zur Ahnenbewahrung, in dem man einmal durchgeht und die Goldrahmen streichelt. Wir wollen Qualität liefern und in der obersten Liga mitspielen.“

Umgewöhnen muss er sich jedoch. Anders als im Medienbetrieb sei man als Winzer „völlig abhängig von der Natur: Ein Hagelschlag zur falschen Zeit kann ein komplettes Jahresergebnis vernichten“. Im Weinbau herrschen eben ganz andere Zyklen als im schnelllebigen Medienbetrieb. „Außerdem“, sagt Jauch, „sind die Winzer neidfrei, lustig, halten zusammen. Ein anderer Menschenschlag.“

Ob er irgendwann hauptberuflicher Winzer wird? „Noch habe ich diesen kleinen Nebenberuf, aus dem ich nicht rauskomme“, sagt Jauch und zieht eine Augenbraue hoch. Wirklich frei habe er nur an den Feiertagen wie Ostern und Pfingsten oder eben in der Sommerpause, erzählt er. Und dann? „Bin ich hier, auf dem Weingut.“ Er fahre aber auch gern an die Nordsee oder in andere Weinbaugebiete. Diesen Sommer, verrät er, geht es in die Pfalz. Das entsprechende „Feinschmecker“-Heft habe er sich schon besorgt. Sagt's, grinst und stapft wieder seiner Steillage zu.

BEZIEHUNGSKISTE

Wer mit wem?

Nicht so einfach, das Miteinander – Leser fragen, zwei Familien- und Paartherapeutinnen antworten.

MIT GABRIELE ENGEL UND URSULA KLOTMANN

„Mein Mann und ich leben mit unserem gemeinsamen Sohn (3) und meinen beiden Töchtern (Zwillinge, 10) aus erster Ehe harmonisch zusammen. Jedes zweite Wochenende besucht uns sein Sohn (12). Dann gibt es immer Streit, weil mein Mann sich nur noch um ihn kümmert. Meine Kinder finden das ungerecht.“



Sie leben in einer sehr komplexen Familie. Gerechtigkeit in Patchwork-Familien ist allerdings ein besonderes Thema. Bedenken Sie: Ihr Stiefsohn erlebt, dass sein Papa den Alltag nicht mit ihm, sondern mit drei anderen Kindern verbringt. Und Ihre Kinder müssen an diesen Wochenenden ihren Stief- und Halbbruder aufnehmen und wieder verabschieden.

Wir raten Ihnen, sich nicht zu überfordern und die Besuchswochenenden nicht nur als große Familie zu verbringen. Etablieren Sie feste Vater-Sohn- Zeiten, Vater-Söhne-Zeiten und Mutter-Töchter-Zeiten. Damit würdigen Sie die Unterschiede, die es in Ihrer neuen Familie tatsächlich gibt. Gehen Ihre Töchter auch zu deren Vater? Gibt es dann Zeit für die kleine Kernfamilie Papa, Mama, Sohn? Das wäre gut! Und noch ein Tipp: Sorgen Sie vor allem auch dafür, dass Sie und Ihr Mann als Paar Zeiteinseln für sich zu zweit haben. Das kommt bei Patchwork-Paaren nämlich häufig zu kurz!

Liebe Leser, haben Sie ähnliche Fragen? Dann schicken Sie diese per Post an RHEINPFALZ am SONNTAG, Beziehungskiste; Industriestraße 15, 76829 Landau oder per E-Mail an ras-beziehungskiste@rheinpfalz.de.

Gabriele Engel (links) und Ursula Klotmann praktizieren als systemische Therapeutinnen in Neustadt.

www.ek-institut.de

TRAUMIDEE DER WOCHE

HYGIENE IM STRASSENRAUM

Hundeklo macht Hunde froh



Nein, ein Hundehasser ist Enric Girona keinesfalls, ganz im Gegenteil: Der Tüftler aus El Vendrell im Nordosten Spaniens liebt die Vierbeiner. Aber er hasst Tretminen. Also hat Girona etwas erdosen: die erste öffentliche Hundetoilette der Welt. Samt Pott und Pissoir. Und wie ausgefeilt! Beispielsweise entleert sich der Abort nicht vollständig beim Spülen, damit er noch für Schnuffi-Nasen ansprechende Gerüche verströmt. Wenn die Kacke am Dampfen ist, macht das dem Wauwau den Klogang attraktiver. Wenn auch nicht unbedingt dem Hundebesitzer. (arts/foto: youtube)

ALBTRAUM DER WOCHE

ÄNGSTLICHE ELTERN

Überbeschützt & unterfordert



Manche würden ihre Sprösslinge am liebsten in Watte packen. Voilà: Hier ist der aufgeblasene Sicherheitsanzug der Erste-Hilfe-Organisation St. John's Ambulance. Damit kann nichts mehr passieren. Nur: Spielen macht dann auch keinen Spaß mehr. Und genau darauf wollen die Ersthelfer mit ihrer Aktion den Blick lenken. Also, liebe Eltern, nicht überängstlich sein, sondern die Kleinen machen lassen. Und den Erste-Hilfe-Kurs belegen. (arts/foto: action press)

Quergefragt: Gibt es die erste deutsche E-Mail noch?

MICHAEL ROTERT

„Nur als Ausdruck“

Heute vor 30 Jahren, am 3. August 1984, bekam Michael Rotert, damals Leiter der Informatik-Rechnerabteilung der Uni Karlsruhe, als erster Deutscher eine E-Mail. Abgeschickt hatte sie Laura Breen an der US-Uni Harvard.

Herr Rotert, in Anbetracht der historischen Dimension dieses Ereignisses, wäre es da nicht passender gewesen, der Inhalt der E-Mail („Willkommen Michael, schön, dich an Bord zu haben“) wäre pathetischer gewesen?

Nach dem Motto „ein kleiner Schritt für mich, ein großer Schritt für die Menschheit“? Aber nein, damals war uns ja noch gar nicht klar, wohin sich das entwickelt. Das Vorläufersystem des heutigen Internet war ja zunächst mal rein für die Wissenschaft gedacht. Wir haben nicht mal darauf angestoßen. Erst als ich nach Hause kam, dachte ich: Wir haben es geschafft. War ein tolles Gefühl.



E-POST-MEISTER

Michael Rotert, 64, Informatikprofessor und Empfänger der ersten E-Mail in Deutschland, ist Vorsitzender des Verbandes der deutschen Internetwirtschaft (Eco). Der Internet-Pionier lebt in Pfinztal bei Karlsruhe. (foto: dpa)

Haben Sie die erste Mail noch?

Leider nur als Ausdruck. Wie gesagt, wir waren uns der Bedeutung nicht bewusst. Dabei war diese E-Mail sozusagen die Bereitschaftserklärung der Amis, dass wir ein System nutzen dürfen, das sie entwickelt haben.

Das wäre in heutigen Zeiten wahrlich bemerkenswert. Nun ja, die E-Mail ist auch so allgegenwärtig.

Und wie. Man schätzt, dass allein in Deutschland 150 Milliarden Mails im Jahr verschickt werden. Auf der ganzen Welt sind es 400 Milliarden – am Tag. Drei Viertel davon rein privat.

Unvorstellbar. Und erstaunlich, wo es doch SMS gibt und WhatsApp.

Die graben der privaten E-Mail etwas das Wasser ab, so um 4 Prozent jährlich. Jedoch steigt zugleich im Geschäftsbetrieb das Mail-Aufkommen um bis zu zehn Prozent. Mittlerweile fangen sogar Behörden an, Mails ernst zu nehmen und zu bearbeiten. Das war vor Kurzem noch undenkbar. (lacht)

E-Mails sind ja auch praktisch: nicht an feste Zeiten gebunden, schneller als ein Brief, Empfänger sind oft zuverlässiger zu erreichen als per Telefon. Aber will ich ständig erreichbar sein?

Sie haben recht, Mails erzeugen einen erheblichen Druck. Ich kenne auch Leute, die eine E-Mail schicken und zehn Minuten später anrufen, ob ich diese schon bearbeitet habe. Das nervt, zugegebenermaßen.

Dann schreiben Sie doch Briefe!

Tue ich, tue ich. Bei vielen, eher offiziellen Anlässen gehört das auch zum guten Ton. Eine unpersönliche E-Mail ist da fehl am Platz.

Aber man kann in einer E-Mail schon sehr persönlich werden.

Das ist das Hauptproblem elektronischer Post: Der Empfänger weiß nicht, ob es das geschriebene oder gesprochene Wort ist, was er liest. Da kann man es oft so verstehen, wie man gerade will. Die Menschheit hat einfach keine E-Mailkultur entwickelt.

Rannten Ihnen Interessenten den Serverraum ein, sobald das System lief?

Klar. Als Erstes kam die Uni Kaiserslautern, gleich danach die in Saarbrücken. Dann der Springer Verlag in Heidelberg, weil die ein Büro in den USA hatten. Aber kommerziell durfte das Netz erst nach 1989 genutzt werden.

Die meisten E-Mails sind doch nur Spam.

Weltweit etwa 60 Prozent des gesamten E-Mailverkehrs. Hierzulande sind es aber 80 Prozent.

Warum bei uns so viel?

Offenbar ist Deutschland als Ziel lukrativ: Die Leute haben Geld, und viele öffnen wohl tatsächlich jede E-Mail.

Sie haben die erste bekommen, was würden Sie in die letzte reinschreiben, wenn Sie diese verschicken dürften?

Vermutlich so was wie „Goodbye, Leute!“ Aber das Ende der Mail werde ich nicht mehr erleben, und wenn ich noch mal 30 Jahre draufpacke.

Interview: Martin Schmitt